

HERMANN STEINKAMP

„Leiten heißt Beziehung stiften.“ Ja – aber...

Mit der zunehmenden Individualisierung von Religion einerseits und dem erfreulich vielfältigen Engagement von Getauften in den (Pfarr-)Gemeinden andererseits ist Gemeindeleitung verstärkt in ihrer Fähigkeit herausgefordert, Beziehungen zu knüpfen, verschiedene Gruppen zu vernetzen und insbesondere auch als Person ansprechbar zu sein und anzusprechen. Das ist mühsam und wird häufig als Überforderung empfunden. Die kritische Auseinandersetzung mit den aus der Tradition gewachsenen Beziehungsmustern in der Leitung von Gemeinden mag auf diesem Hintergrund entlastend, aber auch herausfordernd sein. Hermann Steinkamp, Professor für praktische Theologie an der Universität Münster, vermittelt keine einfachen Lösungen für eine gelingende veränderte Praxis, vermag aber anhand einzelner Beispiele die Perspektive zu weiten. Der abrupte Schluss des Beitrags regt an zum (selbst-)kritischen Weiterdenken. (Redaktion)

Die Einladung, zum aktuellen Themenheft („Beziehungsfähigkeit“) der *Theologisch-Praktischen Quartalsschrift* einen Beitrag zum Motto „Leiten heißt Beziehung stiften“ („vorläufiger Arbeitstitel“) zu schreiben, enthielt zwei weitere Hinweise auf den Focus dieses Artikels, die ich eingangs erwähnen möchte, weil sie – ebenso wie der vorgeschlagene Titel – die Problematik, um die es geht, überaus treffend auf den Punkt bringen.

Der erste Hinweis spielt auf die Spezialdisziplin der Pastoraltheologie an, die sich herkömmlich mit Fragen der Gemeindeleitung befasst, die Kybernetik. „Gemeindeleitung verlangt eine hohe Kommunikationsfähigkeit“, so habe man in der Redaktionskonferenz überlegt, und dies umso mehr angesichts der zunehmenden Individualisierung von Religion.¹

Der zweite Hinweis zielt auf das Verhältnis von Seelsorge und Pastoral, al-

so auf eine andere praktisch-theologische Spezialdisziplin, die Poimenik: „Wenn Pastoral wieder pointierter als ‚Seel-Sorge‘ (Stichwort ‚Heilende Seelsorge‘) erkennbar werden soll, was heißt das für die Leitungskompetenz?“ (ebd.)

„Drei direkte Steilvorlagen“, würde man in der Fußball-Sprache sagen; eine vierte entsteht aus einem „Abpraller“: Kybernetik und Poimenik werden eine zwielichtige Rolle spielen!

1. Im langen Schatten der ‚Pastoralmacht‘ (M. Foucault)

Wer über „Leitung“ in kirchlichen Kontexten nicht fahrlässig empirie- und geschichtslos sprechen will, kommt um eine Auseinandersetzung mit der Provokation des französischen Philosophen und Historikers Michel Foucault (1927–1984) nicht herum, die dieser mit

¹ Brief des Chefredakteurs vom 22.11.2002.

seinem Topos der ‚Pastoralmacht‘ auf den Begriff und ins Gespräch gebracht hat.²

Für unseren Zusammenhang weist das Theorem gleich auf drei „Schatten“ des traditionellen ‚pastoralen‘ Verständnisses von Leitung/Führung hin, die im Folgenden wenigstens kurz skizziert werden sollen³:

- Foucault kennzeichnet die ‚Pastoralmacht‘ als ‚individualisierende Macht‘, das heißt als einen Typus von Beziehung zwischen dem „Hirten“ und einzelnen Mitgliedern der Herde, die eine Beziehung der Herden-Mitglieder untereinander tendenziell verhindert (1.1).
- Auf die Praxisformen der christlichen Seelsorge wirkte sich die Hirten-Metapher in der Weise aus, dass die individuelle Beziehung zum Seelsorger („Hirten“) zu einem dauernden Abhängigkeitsverhältnis führte (1.2).
- Die dem ersten Blick verborgene Essenz der „Hirtenmacht“ besteht in der Kumulation der machtförmigen Effekte der Seelsorger- und der Gemeindeleiter-Rolle: Aus dieser Verschränkung resultiert vermutlich der markanteste „Schatten“ der „sanften Macht der Hirten“ (1.3).

1.1 Die ‚individualisierende Macht‘

Die spezifische Machtform des ‚Pastorats‘, die Foucault in Abgrenzung zu anderen Formen politischer Macht als ‚individualisierende Macht‘ typisiert,

sei dem frühen abendländischen Denken fremd gewesen und erst durch das Christentum in unserem Kulturraum verbreitet worden. Wie die Hirten-Metapher entstamme sie dem hebräischen Denken: Als „einzige Religion, die sich als Kirche organisiert hat ... vertritt das Christentum prinzipiell, dass einige Individuen kraft ihrer religiösen Eigenart befähigt sind, anderen zu dienen, und zwar nicht als Prinzen, Richter, Propheten, Wahrsager, Wohltäter oder Erzieher, sondern als Pastoren. Dieses Wort bezeichnet jedenfalls eine ganz eigentümliche Form der Macht“. Diese ist durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

- a) „Sie ist eine Form von Macht, deren Endziel es ist, individuelles Seelenheil in einer anderen Welt zu sichern;
- b) Pastoralmacht ist nicht nur eine Form von Macht, die befiehlt; sie muss auch bereit sein, sich für das Leben und Heil der Herde zu opfern.
- c) Sie ist eine Machtform, die sich nicht nur um die Gemeinde insgesamt, sondern um jedes einzelne Individuum während seines ganzen Lebens kümmert.
- d) Man kann diese Form von Macht nicht ausüben, ohne zu wissen, was in den Köpfen der Leute vor sich geht, ohne sie zu veranlassen, ihre innersten Geheimnisse zu offenbaren. Sie impliziert eine Kenntnis des Gewissens und eine Fähigkeit, es zu steuern“⁴.

² Vgl. zur neueren Diskussion E. Erdmann, Die Macht unserer Kirchenväter. Über ‚Die Geständnisse des Fleisches‘, in: Wege zum Menschen 47 (1995), 53–60; N. Mette, ‚Pastoralmacht‘. Praktisch-theologische Anmerkungen zu einem Theorem M. Foucaults, in: Ebd. 76–83; H. Steinkamp, Die ‚Seele‘ – ‚Illusion der Theologen‘, in: Ebd. 84–93; M. Weiner, Das Verdrängte in der Hirtenmetapher. Kritische Reflexionen zu Foucaults Begriff des ‚Pastorats‘, in: Ebd. 61–76; H. Steinkamp, Die sanfte Macht der Hirten, Mainz 1999; ders., Die Erben des „Pastors“. Anmerkungen zum Wandel der Pfarrer-Rolle, in: Pfarrei in der Postmoderne (hg. v. A. Schifferle) Freiburg-Basel-Wien 1997, 207–216; H. Stenger, Im Zeichen des Hirten und des Lammes, Innsbruck-Wien 2000, 98–100; A. Wittralm, Seelsorge, Pastoralpsychologie und Postmoderne, Stuttgart-Berlin-Köln, 2001, bes. 36–49.

³ Ausführlich dazu Steinkamp, Die sanfte Macht der Hirten (s. Anm. 2).

⁴ Foucault, 1994, 248

In diesen knappen Definitionen, die sich in einer seiner letzten Veröffentlichungen finden, sind alle wichtigen Merkmale der ‚Pastoralmacht‘ verdichtet, die Foucault in anderen Zusammenhängen ausführlicher dargestellt hat, zum Beispiel die „Verjenseitigung des Heils“ (s.o. unter a) im Zuge der Entwicklung von der antiken Praxis der Selbstsorge zur christlichen Seelsorge⁵ oder seine hintergründige Deutung des „christlichen Geständnisses“ (in der Beichte) (s.o. unter d) als Grundform des abendländischen Diskurses über die Sexualität und den Ursprung der Sexualwissenschaft in unserem Kulturraum“.

Beide Topoi enthalten jeweils eine subtile Kritik der nicht intendierten Langzeitwirkungen der ‚Pastoralmacht‘ – die Foucault als solche zunächst nicht bewertet (s.u.) – und zwar speziell den Aspekt „Leitung“ betreffend.

Die „Verjenseitigung des Heils“ hat zur Folge, dass – im Unterschied zur antiken „Selbstsorge“-Praxis (*epimeleia*) – „Heil“ nicht mehr unmittelbar erfahren, sondern nur noch „geglaubt“ werden kann, und zwar dem Seelsorger, der darin über ein spezifisches, nur ihm zugängliches („Herrschafts“-) Wissen verfügt.

Was die Beichte betrifft, so markiert der dort praktizierte Interaktionsmodus des (einseitigen) „Geständnisses“ ebenfalls eine Abweichung, und zwar von der Norm der *Parrhesia*, die – als Element der Selbstsorge-Praxis – darin bestand, dass der „Meister“ den Schüler in den Modus des „Einander-Wahres-

Sagens“ einwies, indem er ihn selbst jenem gegenüber praktizierte. In Termini moderner Kommunikationstheorie: Der reziproke Beziehungsmodus wandelt sich zu einem komplementären. Leitung/Lenkung – als kennzeichnende Merkmale von Pastoral und Seelsorge – geraten dabei latent machtförmig.

1.2 Seelsorge als Abhängigkeitsverhältnis

Ein anderes Merkmal dieser Beziehung, dessen Relevanz für unser Thema unmittelbar ins Auge springt, stellt Foucaults besondere Kennzeichnung der (Individual-)Seelsorge dar. In seiner kleinen Schrift „Was ist Kritik?“ (1992) findet sich folgende, von Theologen neuerdings viel zitierte Bestimmung: „Die christliche Pastoral beziehungsweise die christliche Kirche, insofern sie eine spezifisch pastorale Aktivität entfaltet, hat die einzigartige und der antiken Kultur wohl gänzlich fremde Idee entwickelt, dass jedes Individuum unabhängig von seinem Alter, seiner Stellung sein ganzes Leben hindurch und bis ins Detail seiner Aktionen hinein regiert werden müsse und sich regieren lassen müsse, dass es sich zu seinem Heil lenken lassen müsse und zwar von jemandem, mit dem er in einem umfassenden und zugleich peniblen Gehorsamverhältnis verbunden sei“⁷.

Hier spielt Foucault – auch wenn er die Begriffe „Pastoral“ und „Seelsorge“ nicht fachsprachlich und durchweg alternierend verwendet – auf die klassische „Seelenführung“ an, die er be-

⁵ Vgl. H. Steinkamp, Selbstsorge oder Seelsorge? Zu Michel Foucaults Kritik der ‚pastoralen Macht‘, in: *Katholische ärztliche Arbeit Deutschlands* (Hg.), Wenn Helfer Hilfe brauchen. Das Burnout-Syndrom, Melle 1997, 96–113.

⁶ Vgl. H. Steinkamp, Der Körper als Produkt der Gesellschaft, in: M. Klessmann/I. Liebau (Hg.), *Leiblichkeit ist das Ende der Werke Gottes*, Göttingen 1997, 220–230.

⁷ Ebd., 9f.

zeichnenderweise „Gewissenführung“ nennt und als die Kunst aller Künste bezeichnet: „Man darf nicht vergessen, das es die Gewissenführung war, die man jahrhundertlang in der griechischen Kirche *technē technon* und in der römischen Kirche *ars artium* nannte: Es war die Kunst, die Menschen zu regieren“⁸.

Diese Bestimmungen enthalten zwei wichtige Merkmale des Foucault'schen Macht-Begriffs: Macht wird als „Beziehungsphänomen“ verstanden, das heißt sie ist nicht Attribut, Merkmal, Begabung bestimmter Personen, auch nicht an Rollen (zum Beispiel in Hierarchien) gebunden, sondern Macht ereignet sich zwischen Menschen, immer wieder und in immer neuen Formen. Und: der „Stoff“, aus dem sie sich nährt, besteht aus entsprechenden Bewusstseinsformen (zum Beispiel der „Befehlenden“ und der „Befehlsempfänger“, der „Leitenden“ und derer, die nach Orientierung rufen).

In Alltagssprache: Zur Machtausübung „gehören immer zwei“, diejenigen, die sie ausüben und diejenigen, die sie akzeptieren. Aber auch: Leitung bedarf der Zustimmung derjenigen, auf die sie gerichtet ist. Besonders die letztere Einsicht dürfte in der hierarchischen Institution Kirche (und ihrer von der ‚Pastoralmacht‘ geprägten Geschichte) nicht selbstverständlich und insofern kaum hoch genug zu bewerten sein.

Zwischenfazit zur „Arbeitstitel“-Vorgabe: *Leitung stiftet nicht Beziehungen, sondern Leitung ist eine bestimmte Form von Beziehung, die sich durch entsprechende Bewusstseinsformen konstituiert.*

1.3 Zur Vermischung von Seelsorge- und Gemeindeleiter-Rolle

Für Foucault geht von der Macht des modernen Staates eine zugleich individualisierende und totalisierende Wirkung aus, und dieser Doppeleffekt verdankt sich einer historischen Anleihe, nämlich bei der Pastoralmacht. Diese individualisiert eben nicht nur, sie zeitigt zugleich totalisierende Effekte. Der Hirte geht dem einzelnen verlorenen Schaf nach und hütet gleichzeitig die Herde. Im Einflussbereich der Hirten-sorge/Hirtenmacht entstehen zwei Typen von Menschen: Atomisierte Individuen und angepasste, gleichgeschaltete „Nummern“, Einzelschafe und Herdentiere, aber nicht: autonome Subjekte!

Während Foucault selbst diese subtilen Effekte der ‚kapillaren Macht‘, wie er sie auch nennt, im gesellschaftlichen und im Einflussbereich des Staates studiert, wohin die ‚Pastoralmacht‘ gleichsam ausgewandert ist, interessieren sich einzelne Interpreten auch für die binnenkirchlichen Auswirkungen. So bringt Eva Erdmann das Dilemma der binnenkirchlichen Machtdynamik auf den Punkt: die der Systemlogik („Amt“) entsprechende Konzentration aller Macht in der Rolle der Hirten. „Eine solcherart zentralisierte Struktur widerspricht dem positiven Machtbegriff (sc. der alltäglichen Beziehungen zwischen Menschen, in denen immer Macht im Spiel ist, jedoch unproblematisch, weil prinzipiell reziprok“) als der elementarsten Form der Beziehung, die die Menschen untereinander haben können. Damit widerspricht das Prin-

⁸ Ebd., 10.

⁹ In seiner „Mikrophysik der Macht“, einer dreiteiligen Typologie, unterscheidet Foucault „Macht in alltäglichen Beziehungen“ (zum Beispiel im lustvollen Spiel der Liebenden, wo mal der, mal jener „oben auf“ ist) von den „Regierungstechniken“ (strukturell verfestigte Muster, zum Beispiel Lehrer-Schüler, Arzt-Patient) und der „Herrschaftszuständen“ (wo Macht zu Gewalt tendiert und erst dadurch ethisch zum Problem wird) (vgl. H. Steinkamp, Die sanfte Macht der Hirten, a.a.O., 72–89).

zip der Pastoralmacht der Möglichkeit von Begegnung und Gemeinschaft überhaupt.“¹⁰

Was liegt näher, als auf eine so apodiktische Behauptung und eine so pointierte Kritik spontan mit Abwehr und Apologetik zu reagieren! So verständlich dies erscheint: Es könnte uns der Chance berauben, den wahren Kern dieser Analyse zur Kenntnis zu nehmen und zumal für das kirchliche Leitungshandeln daraus Konsequenzen zu ziehen.

Der vernünftige Kern der Foucault'schen Problematisierung der ‚Pastoralmacht‘ dürfte sich vor allem auf die über Jahrhunderte praktizierte Doppelrolle von Pfarrer und Seelsorger, Gemeindeleitung und individuell-persönlicher Begleitung beziehen. Wo in Klöstern und Seminaren die Trennung von *forum externum* und *forum internum* praktiziert wurde, nährte sich diese Entscheidung womöglich aus einer entsprechenden Ahnung. Dass zumindest in kleinstädtischen und dörflichen Milieus die Macht der Pfarrer auch dadurch so unangreifbar schien, weil sie zugleich Beichtväter waren, lässt sich kaum bestreiten, Lebensgefühl und Grundhaltung vieler Christen waren von hoher Ambivalenz, buchstäblich von Ehrfurcht geprägt: Sie wussten immer, dass der Pastor – Beichtgeheimnis hin oder her – von ihren intimen Geheimnissen Kenntnis hatte. Sich mit ihm in der Rolle des Gemeindeleiters auseinander zu setzen, war dadurch mindestens erschwert.

Auch wenn im Zuge der Professionalisierung der Seelsorge (zum Beispiel psychoanalytische und Klinische Seelsorge-Ausbildung, Gestaltseelsorge, Pastoral Counseling) die Notwendigkeit der Trennung von Seelsorger- und Lei-

tungsrolle bewusst wurde, so hindert das nicht, dass die Alltags-Seelsorge in der Regel immer noch von den Pfarrern, das heißt den Gemeindeleitern ausgeübt wird, im Beichtgespräch, als Sterbe- und Trauerbegleitung usw.

Diese Praxis zu verändern, erscheint zumindest mittelfristig utopisch zu sein, die derzeit praktizierten Strategien zur Bewältigung des Priester mangels tendieren eher zu einer weiteren Überladung der „zentralen Rolle“ mit allen möglichen Funktionen, die geweihten Priestern vorbehalten sind.

2. „Beziehung stiften?“

Den „vorläufigen Arbeitstitel“ weiterhin ernst und beim Wort nehmend (und zwar nicht besserwisserisch, sondern weil sich darin so viel „herrschendes“ (sic!) Bewusstsein ausdrückt), nun also die Frage: Was heißt – vor dem Hintergrund der Geschichte der ‚Pastoralmacht‘ – heute (Leiten als) „Beziehung stiften“?

Ein Blick auf eine seit jeher mit dem Leitungs-Amt verbundene Praxis enthüllt wiederum ein latent falsches Bewusstsein: Die Eheschließung. Wer dabei wessen Beziehung stiftet, ist theologisch ebenso klar wie es sich alle Beteiligten immer wieder ins Bewusstsein rufen müssen.

Meine These heißt: aus dieser Grundsituation können wir für unsere Frage lernen, was es bedeuten kann, „Beziehung zu stiften“, und was es nicht bedeutet. So wie die Beziehung eines Paares längst existiert, bevor der Pfarrer ins Spiel kommt, so gilt dies auch für jenen Zusammenhang, den wir – gerade unter dem sogenannten „Beziehungsaspekt“ vieldeutig – „Gemeinde“ nennen.

¹⁰ E. Erdmann, Die Macht unserer Kirchenväter (s. Anm. 1), 95.

Gemeinde ist – entgegen „herrschen-dem Bewusstsein“ – nicht das, was der Pfarrer „stiftet“, ein bekanntes Wort von Leonardo Boff variierend („Dass Gott längst vor der Ankunft des Missionars da war“), könnte man sagen: Gemeinde heißt, dass immer schon Beziehungen existieren, bevor die Gemeindeleitung sie „stiftet“!

Freilich gilt diese Behauptung zunächst (nur) theologisch. Empirisch betrachtet entstammt die Vorstellung, Gemeindeleiter sollten „Gemeinde aufbauen“, Beziehungen stiften u.ä. eben jener Langzeitwirkung der ‚Pastoral-macht‘ (auch auf die herrschenden Bewusstseinsformen), die Foucault beschrieben hat. Dem Lebensgefühl des durchschnittlichen Gemeindemitglieds entspricht es, zunächst (und wenn überhaupt) eine Beziehung zum Pfarrer zu haben (und erst in zweiter Linie zu den anderen Gemeindemitgliedern): Das genau ist Folge der ‚individualisierenden Macht‘ des ‚Pastorats‘!

Und umgekehrt: Dass in den Köpfen vieler Gemeindeleiter die komplementäre Vorstellung besteht, für jedes einzelne Mitglied seiner Gemeinde („zunächst“) zuständig zu sein, ist Bestandteil des Syndroms der ‚pastoralen Macht‘.

Die (theologisch so bestimmte) Rolle der „Assistenz“ bei der Spendung des Ehesakraments könnte nun ihrerseits Orientierungen bieten, das falsche Bewusstsein des „Beziehung-Stiftens“ in Richtung auf einen orthopraktischen Modus, auf „richtige Praxis der Christen“ hin zu verändern.

Welche Perspektiven für eine Beziehungskultur der christlichen Gemeinde erwachsen aus der Grundform der liebenden Beziehung freier Individuen? Welche Funktion käme der Leitung zu, die bei der „Stiftung“ solcher Beziehungen „assistiert“ und eben darin

„Kirche repräsentiert“? Und schließlich: über welche Beziehungs-Kompetenz muss eine Gemeindeleiterin/ein Gemeindeleiter verfügen, um die Rolle der „Assistenz“ gut wahrzunehmen?

1. Zur Vergewisserung: Natürlich kann die Beziehung zweier Liebender, auch die Ehe, in mehrfacher Hinsicht nicht als Orientierungsmaßstab für Beziehungen überhaupt dienen, allein schon wegen ihres Exklusivcharakters. Das zu wännen, wäre geradezu ein Musterbeispiel für die Destruktivität von Idealen!

Gleichwohl lassen sich aus der Grund-situation der kirchlichen Eheschließung Perspektiven auf die Rolle des „Assistenten“ (oder wie immer man die „Mittler“-Rolle nennen mag, die jedenfalls nicht „Stiftung“ meint) herleiten.

Auch hierbei könnte eine Orientierung an der Foucault'schen Philosophie nützlich sein.

In seinem Spätwerk rekonstruiert er die antike Praxis der Selbstsorge mit dem Ziel, Perspektiven für heutige Probleme der Subjekt-Konstitution zu gewinnen.

Foucault kennzeichnet die *Epimeleia-Praxis* als eine „Praxis der Freiheit“ und den Kern der antiken Ethik. Sie umfasst die täglichen Übungen der Diätetik, der Gesundheitspflege, der Meditation, der Beherrschung der Begierden, Bereitschaft zur Selbstprüfung und „Umkehr“.

Als ebenso wichtig und von den „Selbsttechniken“ nicht zu trennen ist die Pflege (im Wortsinn!) von Beziehungen, der erotischen ebenso wie der politischen. Unter diesen spielt eine Beziehung eine herausragende, weil für die Praxis der Selbstsorge unabdingbare Rolle: die des „Mittlers“, der zur Selbstsorge anleitet. Diese Rolle kam in

der Antike vornehmlich dem Philosophen zu, aber auch andere konnten sie wahrnehmen, zum Beispiel ein Freund. Bedingung war, dass er selbst in der Praxis der Selbstsorge geübt, das heißt (in heutiger Sprache) ein autonomes Subjekt war.

2. Springen sogleich Parallelen zu heutigen Berufsrollen ins Auge, die eine vergleichbare Funktion wahrnehmen (Psychoanalytiker, professionell geschulte Berater, Supervisoren u.ä.), so ist gleichzeitig offenkundig, dass die entsprechende Kompetenz nicht allein durch ein Studium, einen Doktorgrad oder gar eine Ordination/Weihe erworben wird. Im Verlauf von Therapie-Ausbildungen, auch in Spezialschulungen von Seelsorgern sind dabei nach breitem Konsens langjährige Selbsterfahrung, Lehranalysen, Supervision u.ä. unabdingbar, und zwar aus eben diesem Grunde: dass sich Menschen mit ihrer eigenen Persönlichkeit auseinander setzen, mit ihren Schatten und ihrem Unbewussten, und zwar nicht im Sinne eines modischen Kultes der Selbstverwirklichung, sondern um andere Menschen zu Selbstsorge und Subjektwerdung zu befähigen.

3. Wo Mitarbeiter/innen der Kirche, Seelsorger/innen solche Kompetenzen erwerben, werden sie die „Mittler“-Rolle – orientiert an der Grundrolle des „Assistenten“ bei der Trauung – in ihren verschiedenen Facetten professionell wahrnehmen: als Trauerbegleiter und Konflikt-Berater, als Begleiter einer Firmgruppe oder eines Familienkreises. Die Kenntnis der eigenen Wünsche und Impulse wird mich/sie davor bewahren, die Rolle des „Mitt-

lers“ für narzisstische Ziele zu missbrauchen: „Hahn im Korb“ zu sein, der große Boss, der alles im Griff hat, der Entertainer usw.¹¹

Gute Seelsorger werden vor allem nicht der Größenphantasie erliegen, immer und überall „Beziehungen stiften“ zu wollen.

3. Dennoch: „Leiten“ kann (u. U.) bedeuten, Beziehung zu stiften

Nachdem in den bisherigen Darlegungen erörtert wurde, warum und unter welchen Bedingungen die Vorstellung problematisch erscheint, Beziehungen zu stiften sei eine Funktion von Leitung, sollen im Folgenden drei Beispiele (pastoraler, seelsorgerlicher) Praxis diskutiert werden, auf welche die Programmatik bezogen werden kann. Es handelt sich um das methodische Prinzip der Sozialpastoral (3.1), die Entstehung von Gemeinde am Ort der Diakonie (3.2) sowie den Handlungskontext „Seelsorge durch die Gruppe“.

3.1 Sozialpastoral: Zu Solidarisierung anstiften

Das methodische Grundprinzip der Sozialpastoral lautet: Betroffene (wo sie es denn nicht aus eigener Initiative tun beziehungsweise können) zu Solidarisierung anstiften.

Diese in den gesellschaftlichen Befreiungskämpfen der Armen in Lateinamerika entstandene Maxime der Sozialpastoral markiert eine ebenso elementare wie revolutionäre Erfahrung der Armen im Kontext der lateinamerikanischen Volksbewegungen (Alphabetisierungskampagnen, Landlosenbewegung, Gewerkschaften, u.ä.): Der gemeinsame Kampf, die Solidarität der

¹¹ Vgl. zu den entsprechenden Versuchungen, die gerade in der traditionellen Pfarrer-Rolle lauern: H. Steinkamp, *Die Erben des „Pastors“* (s. Anm. 1).

Entrechteten stellt als solche eine Erfahrung von Befreiung, Menschenwürde und Chancen der Veränderung dar. Die dortige Kirche des II. Vaticanums, der Konferenzen von Medellin, Puebla und Santo Domingo, setzen die „Option für die Armen“ in der Weise um, dass sie diese Bewegungen unterstützen: Moralisch, indem sie sich öffentlich auf ihre Seite schlagen, theologisch-pastoral, indem sie biblische Motive (Exodus, Israels Landnahme) als „rechtliche“ Rückenstärkung und spirituelle Motive ins Spiel bringen. Wenn die selbst arme Kirche schon nicht mit finanziellen Ressourcen helfen kann, so stellt sie doch ihr wenig Personal in den Dienst dieser Befreiungsbewegungen, und sei es dadurch, dass sie Christen, die dazu vielleicht selbst nicht in der Lage sind (Lethargie der Ohnmächtigen) anstiftet, sich zu solidarisieren beziehungsweise den bestehenden Bewegungen anzuschließen. Insofern kann man dies als den methodischen Grundgestus der Sozialpastoral bezeichnen: Betroffene zum gemeinsamen Kampf, zu Solidarisierung anstiften. „Leitung“ kann dies freilich nur in einem bestimmten Sinn genannt werden, denn die Priester und Pastoralarbeiter vermeiden es in der Regel, sich als politische Führer anzubieten, ihr Grundgestus ist „Assistenz“, Unterstützung.

Wo wir hier in Europa beginnen, von dieser Praxis zu lernen, bedeutet das zum Beispiel

- im Kontext unserer Gemeinden Alleinerziehende zu ermuntern, sich zusammenzuschließen und gegen-

seitig zu unterstützen, materiell, aber auch, um die da und dort immer noch bestehenden Tendenzen zu Stigmatisierung und Marginalisierung gemeinsam zu bewältigen;

- Selbsthilfegruppen ins Leben zu rufen, wo es sie noch nicht gibt, ihnen Räume und Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen;
- Homosexuelle und Lesben zu Zusammenschlüssen im Kontext der vorhandenen Pfarreien und ggf. zum „Coming-out“ zu ermutigen.
- Telefon-Ketten zwischen Alten und Einsamen organisieren, so dass täglich überprüft wird, ob jemand Hilfe braucht,
- usw.¹²

Im Sprachspiel unseres Themas reformuliert: „Leitung“ bedeutet, Menschen, die ein gemeinsames Schicksal (Stigma, widrige Lebensumstände, Not usw.) verbindet, wahrzunehmen und ggf. zu Solidarisierung zu ermuntern und zu ermächtigen, sofern sie selbst dazu (noch) nicht in der Lage sind (statt Beziehungen zwischen irgendwelchen Menschen zu stiften, die sonst nichts verbindet).

3.2 Gemeinde am Ort der Diakonie

Unter dieser Programmatik wurden in den letzten zwei Jahrzehnten Initiativen gestartet und reflektiert, die J. Moltmann mit seiner bekannten Formel „Gemeindewerdung der Diakonie“¹³ angestoßen hatte. Als markante Beispiele seien Kirchenasyl oder Obdachlosen-Siedlungen genannt, Orte und Zusammenhänge, in denen Chris-

¹² Zu Details der hier nur angedeuteten Möglichkeiten vgl. N. Mette/H. Steinkamp, Anstiftung zur Solidarität. Praktische Beispiele der Sozialpastoral, Mainz 1997; N. Mette/L. Weckel/A. Wintels (Hg.), Brücken und Gräben. Sozialpastorale Impulse, Münster 1999.

¹³ Vgl. J. Moltmann, Diakonie im Horizont des Reiches Gottes, Neukirchen-Vluyn 1984; für den Kontext „Gemeinde am Ort der Diakonie“ weiterführend H. Steinkamp, „Zweistruktur“-Diakonie oder diakonische Kirche? in: Den Himmel offen halten (hg. v. I. Baumgartner/Ch. Friesl/A. Máté-Tóth), Innsbruck-Wien 2000, 71–91.

ten sich für Notleidende engagieren und wo – beiläufig – Beziehungen entstehen. Im Blick auf solche Erfahrungen notiert der Soziologe C. Leggewie eine wichtige Erfahrung: „Unmerklich und kaum greifbar war ein nicht auf Eigennutz und Pflicht zurückzuführendes ‚drittes‘ Gefühl gewachsen: Sympathie“¹⁴.

Beziehungen entstehen oft als eine Art Nebeneffekt anlässlich einer Solidaritätsaktion, dort also, wo sie nicht direkt intendiert werden, das heißt wo „Beziehungen stiften“ nicht das direkte Ziel war.

Eine Variante solcher Erfahrungen wird häufig in der Gemeinwesenarbeit gemacht, und zwar in der Begegnung von verschiedenen Gruppen, zum Beispiel Anliegern und Betreibern eines Kinderspielplatzes. Wo es Gemeinwesenarbeitern gelingt (und mancher Pfarrer, der nicht nur seine Pfarrei, sondern den Stadtteil als sein Aufgabengebiet begreift, handelt oftmals als ein solcher), Beziehungen zwischen Gruppen anzuregen, da kommen innovative Möglichkeiten für alle Beteiligten in den Blick. In gängigen Konzepten der Gemeinwesenarbeit gilt Inter-Gruppen-Beziehungen zu „stiften“ als eine wichtige Intervention der jeweils Verantwortlichen.

3.3 Gruppen als Orte der Entstehung intensiver Beziehungen

Als eindrucksvolles Beispiel „indirekter Beziehungs-Stiftung“ gilt seit langem die Telefonseelsorge. Neben der durchgängigen Präsenz am Telefon, Tag und Nacht, besteht ein wichtiger Teil der dortigen Praxis in den regelmäßig stattfindenden Fortbildungsgruppen (auch Fallgruppen, Supervisionsgruppen o.ä. genannt). Dort re-

flektieren die (zumeist ehrenamtlichen) Mitarbeiter/innen ihre Erfahrungen am Telefon, und zwar u.a. mit Methoden wie Rollenspiel, Selbsterfahrung, Fallanalyse.

Indem die Probleme der Anrufer (Einsamkeit, Beziehungsschwierigkeiten, Sucht, Ängste usw. an entsprechenden eigenen Erfahrungen der Mitarbeiter/innen gespiegelt werden, „teilen“ diese wichtige Lebenserfahrungen, Betroffenheiten, oft auch intime Wünsche und Sehnsüchte.

In diesem Zusammenhang entsteht regelmäßig ein erstaunlicher Effekt, den Beteiligte gelegentlich als „Seelsorge aneinander“ identifizieren: Die Erfahrung, einander zu tragen, als wichtige Ausstattung für die Arbeit mit den Hilfesuchenden, aber auch als Vorbeugung gegen die Versuchung, Seelsorge zur Subjekt-Objekt-Beziehung verkommen zu lassen.

Ein zweiter Effekt dieser Form von Intensivgruppen: Beiläufig – ohne dass dies intendiert würde – entstehen enge, verbindliche Beziehungen zwischen einzelnen, manchmal Freundschaften. Experten und Leiter von Telefonseelsorge-Einrichtungen wissen, dass die Teilnahme an diesen Fortbildungsgruppen (das heißt „Beziehungen“) die eigentliche ‚Belohnung‘ für das ehrenamtliche Engagement ausmacht.

Offenbar werden an der empirischen Qualität konkreter Beziehungen Grenzen und Chancen von Leiten/Leitung deutlich, Einfluss zu nehmen. Zugleich werden Motive und Interessen hinter Leitungsinitiativen erkennbar.

Früher initiierten, organisierten, manipulierten („stifteten“) Eltern Ehen ihrer Kinder, nicht ohne eigene Interessen, zum Beispiel dass der Familienbesitz erhalten blieb. Manchmal gelang es.

¹⁴ C. Leggewie, Solidarität – warum sie nicht funktioniert und trotzdem klappt, in: Kursbuch 104 (1991), 67–76, 73.